

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 79 (1975)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Über-Leben - Überleben  
**Autor:** Stucki, Helene  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-317727>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Über-Leben — Überleben

Von Helene Stucki

Vier simple Buchstaben bilden das Wörtlein über. Wer ihm aber nachspürt, es verfolgt in seinen Beziehungen zum Alltag, zu Poesie und Philosophie, zu den zentralsten Lebensfragen, der staunt über das vielgestaltige Gefolge, dem es als Vorspann dient.

«Über allen Gipfeln ist Ruh» (Goethe)

«Über schwarzem Tannenhange schimmerst mir zum Abendgange»  
(C. F. Meyer)

«Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen»  
(Schiller)

«Über dem Wandel und Gang, weiter und freier  
währt noch dein Vor-Gesang, Gott mit der Leier» (Rilke)

Lebst du über den Alltag hinaus? (Frage von C. G. Jung)

In seiner «Späten Prosa» spielt Hermann Hesse mit dem Wort Glück, dem «etwas Schweres und Volles, etwas, was an Gold erinnert», anhaftet. Er spricht von der kurzen Silbe, die so schmelzend und lächelnd mit dem G L begann, im Ü so lachend ruhte und so kurz.

Übersinnlich, überirdisch, überweltlich, überzeitlich — spürt man da nicht etwas von der lachenden Ruhe? Tönt unser deutsches Wörtlein über nicht viel verheissungsvoller als das französische sur, das englische on? Über meint also hier: in der Höhe, oben, weg von der Erde, vom Alltag. Er steht über der Sache, eine überlegene Antwort.

In anderer Richtung aber weist uns das Wörtlein vorüber.

«Vorüber wandelt Mitternacht» (Mörike)

«Quäl dich nicht drüber

Es geht vorüber»

«Über ein Stündlein

Ist deine Kammer voll Sonne» (Heyse)

«So macht es mir Vergnügen», sagt Ricarda Huch in ihrem Ursleu-Roman, «die Tage meines verflorenen Lebens an mir vorübergehen zu lassen wie eine Prozession.» Klingt das vorüber nicht wärmer, weicher als das ihm sinnverwandte vorbei? Beide Wörtlein sind übrigens doppelsinnig: ziehen, schreiten, wandeln vor dem Beschauer her; aber auch, mit wehmütigem oder hoffnungsvollem Blick auf das Vergängliche, auf den Schwund der Zeit und vielleicht auch auf das Bemühen, ihrer Flüchtigkeit ein Schnippchen zu schlagen: überdauern, überwintern und — das Wichtigste von allen: überleben. Davon wird später die Rede sein.

«Hol über!» ruft der Wanderer dem Fährmann zu, der ihn ans andre Ufer rudern soll. Wir gehen oder fahren über die Brücke, flie-

gen über den Ozean, überqueren die Strasse. Hier geht es um ein erstrebtes Ziel: die andere Seite, das andere Ufer, den anderen Erdteil. «*Ich muss hinüber*», spricht das drängende Herz, auch wenn der Übergang schwierig oder gefährvoll ist. Über den Gotthard zogen die Schweizersöldner, zog Konradin, der letzte junge Hohenstaufe, denn: «*Drüben war Italien wie ein Traum.*» (C. F. Meyer)

«Wie manche liebe Christfestnacht  
hab ich im Fährhaus zugebracht  
und sah unsrer Fenster lichten Schein  
und zählte und konnte nicht *drüben* sein»  
(Theodor Fontane)

Leben heisst *Übergang*: von einem Ufer ans andere, einem Tal ins andere, aber auch Übergang vom Kind zum Erwachsenen, von der Vollkraft ins Alter, vom Leben in den Tod. Jeder Übergang birgt Gefahren, aber auch Spannung, Erwartung auf das, was jenseits liegt.

Nach *drüben* ist die Aussicht uns verrannt  
Tor, der dorthin die Augen blinzeln richtet,  
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet —  
(Faust)

Nicht um Höhe und Distanz, nicht um Zeit und Dauer, auch nicht um das andere Ufer, das «*Drüben*» geht es in einer weiteren Gruppe, die zur grossen Sippe gehört: überfliessen, überborden, übertreiben, übertreffen, überfordern, überarbeiten, überbieten, überschätzen, überanstrengen, überholen, überrennen. Hier hat das *Ü*, das meist keine Betonung erhält, nichts mit Hesses lachender Ruhe zu tun, eher deutet es auf die hektische Rastlosigkeit unserer Tage. Das *Über* gilt einem *Mehr*, einer Abweichung von der Norm, häufig einem Nichtseinsollenden im konkreten und abstrakten Sinn: das Übergewicht, die Überheblichkeit, das Übermass. Darum versagten hier die hilfreichen Dichter . . . Eine Ausnahme:

«Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,  
Von dem goldnen *Überfluss* der Welt!»  
(G. Keller)

Weniger Ansprüche an unsere Besinnlichkeit stellen die vielen Verben, die irgendwie eine Fläche verändern: überdecken, überziehen, übertünchen, überkleistern.

«Er zieht das Leilach weiss und dicht  
der Erde *übers* Angesicht»  
(Wildenbruch)

Für unsern Zusammenhang wichtig sind die Verben, die auf einen Widerstand hindeuten, auf eine Anstrengung, auf etwas, das Kraft fordert: überwinden, überwältigen, überstehen und endlich *überleben*.



Es wäre verwegen, unverantwortlich, nach dieser Einleitung durch das Wörtlein über auch das Grundwort *leben* irgendwie einzufangen, einordnen, abgrenzen zu wollen. Sprengt es doch alles, was als Hinweis auf Ort und Zeit, auf diesseits und jenseits, als Fülle und Forderung sich des kurzen Vorwörtleins bedient. Das Geschehen, das man leben nennt, muss erfahren, kann nicht definiert werden. Wann es beginnt, wann es endet, darüber streiten heute Mediziner, Biologen, Moralthologen. Der weise Teilhard de Chardin sagt: *«Es gibt nichts Totes, alles ist belebt und beseelt.»*

Als ich einem kleinen Jungen auf seine Frage, warum ein nacktes Kind in seinem Bilderbuch nicht friere, die Antwort gab: *«Es ist ja nicht lebendig»*, da kam die erstaunte Frage: *«Was ist das, lebendig?»* Jean Piaget, der grosse Kinderpsychologe, hat in zahllosen Befragungen von Kindern verschiedener Altersstufen herauszufinden versucht, was diese unter dem Begriff lebendig verstehen. Er gibt uns deren Antworten in seinem Buch *«La représentation du monde chez l'enfant»*. Auffallend ist an den Antworten das Moment der Bewegung, und zwar, wenigstens in einem bestimmten Alter, was sich aus sich selbst bewegt. Die Wolken sind nicht lebendig, wohl aber der Wind, der sie treibt; Auto und und Velo sind nicht lebendig, wohl aber das Feuer und das Wasser. Ein sehr lesenswertes Kapitel beschäftigt sich mit solchen Kinderantworten.

Der Ordinarius Prof. Dr. Walter Heitler sagte in einem Vortrag: *«Es ist unmöglich, das Leben aus dem Nichtleben abzuleiten.»* So kann auch das Überleben nicht einfach aus dem Leben abgeleitet werden. Aber das kleine Wörtlein über kann doch hilfreicher Wegweiser sein. Eine Ursehnsucht des Menschen drängt nach Ewigkeit, nach dem, was nicht an Ort und Zeit gebunden ist. *«Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.»* Der einzelne Mensch möchte drüber hinaus leben, wünscht sich individuelle Unsterblichkeit; die heutige Menschheit möchte, dass die von allen Seiten bedrohte Erd-Heimat die Gefahren überlebe.

Der Begriff Überleben wird heute von Theologen, Philosophen, Biologen, Soziologen, von Dichtern und Pseudopropheten in Zeitungen, Vorträgen, dicken Büchern abgehandelt, ohne dass sie dem Wörtlein über besondere Beachtung schenken. Die Theologen und Philosophen kümmern sich in erster Linie um das Überleben des Einzelmenschen, um das, was jenseits des irdischen Lebens zu erwarten ist, die Soziologen und Biologen beschäftigen sich mit der Zukunft unseres Planeten.

Vor mir liegt eine Sammlung von vier Radio-Vorträgen: ein prominenter katholischer Gelehrter, ein führender Naturwissenschaftler, ein berühmter Philosoph und ein weltbekannter protestantischer Theologe geben Antwort auf die Frage: *«Sind wir unsterblich?»* Während die beiden Theologen das leibliche Überleben als ein Ge-

schenk Gottes bejahen, schliesst der Philosoph — es ist Karl Jaspers — seine Betrachtung mit den Worten: *«Ich erringe die Unsterblichkeit, sofern ich liebe und gut werde. Ich zerrinne in Nichts, sofern ich lieblos, also verworren lebe. Liebend sehe ich die Unsterblichkeit der mir in Liebe Verbundenen.»* Der Biologe Adolf Portmann, der uns in seinen Forschungen und seinen Schriften so viel Erhebendes über Entstehung, Entwicklung und Vergehen des Rätsels Leben geschenkt hat, endet seine Betrachtung über die Unsterblichkeit mit den Worten: *«Es ist im übrigen meine Überzeugung, dass eine wirkliche Aussage über diese Grenzfragen des lebendigen Seins überhaupt nicht von der Forschung geleistet werden wird. Ich kann mir das Geheimnis der Wirklichkeit als ein tiefes Dunkel oder als strahlendes Licht vorstellen — aber ich habe kein Diesseits und kein Jenseits — das Geheimnis umgibt und durchdringt uns, wir sind stets fort in ihm.»*

Für bedeutende Schöpfernaturen wird der Verzicht auf persönliches Überleben zur Gewissheit der Unsterblichkeit in anderer Gestalt: *«Ich sterbe, aber mein Werk lebt.»*

Und wieder mischt sich die Stimme der Dichter ein, deren starke Individualität, deren Lebensverbundenheit geradezu auf ein Überleben, ein Nichtverlierenkönnen, drängt. So tröstet sich der dem Tode Verfallene in Solschenizyns *«Krebsstation»*: *«Ganz werde ich nicht vergehen, nicht ganz. — Ein Bruchteil, ein winziges Stücklein wird bleiben. — Manchmal fühle ich es ganz deutlich, dass in mir mehr als mein blosses Ich ist. Etwas Unzerstörbares, Erhabenes! Ein winziger Teil des Weltalls!»*

Als Überlebender, als Trauernder schreibt Zuckmayer in seinem Buch *«Als wär's ein Stück von mir»*: *«Der Kanon im grossen Chor gehört den toten Freunden. Wir haben sie verloren und hören nicht auf, um sie zu trauern, aber sie stehen mitten in unserm Lebenskreis: oft vernehmen wir ihre Stimmen im Schlaf oder im Wachen. Sie sind mit uns, sie trinken aus unserem Glas, und sie gehen durch unsere Stuben, denn die Freunde sterben nicht.»*

In ähnlicher Weise sucht Ricarda Huch in einem Briefe eine Mutter zu trösten, die ein Kind verloren hat: *«Ich glaube, es hilft nur, dass man das Verlorne sich immer inniger verbindet, dass man es lernt, mit dem geliebten Schatten so weiter zu leben wie früher mit dem Lebenden, dass man anfängt, in jenem Geisterreich heimisch zu werden, das uns einst alle aufnimmt. Der Verlust eines geliebten Wesens löst uns etwas von der Erde; wir lernen, uns mit dem Unsichtbaren zu befreunden.»* Rilke wäre zu zitieren und Hermann Hesse und manch andere Dichter, die dem Überleben des Einzelmenschen wohlthuende Verse gewidmet haben.

Was heute die Wissenschaft stärker beschäftigt als das religiös-philosophische Problem des persönlichen Überlebens, der leiblichen oder seelischen Unsterblichkeit, ist das Überleben unseres Erdteils,



der von allen Seiten von Gefahren bedroht ist; das Überleben einer Menschheit, welche, wie befürchtet wird, diesen Gefahren nicht gewachsen ist.

Wie erfrischend die Aussage der Philosophin *Jeanne Hersch*: *«Was hat der Mensch nicht alles überlebt! Ein Wunder, dass er noch da ist!»* Im Gegensatz zu manchen Futurologen entwirft sie kein tragisches Zukunftsbild, *«sofern der Mensch seine Chancen nützt, Grenzen erkennt, an den Sinn des Lebens glaubt und die imperative Macht des Wertes hoch hält»*. — Die Grenzen erkennen, das erscheint heute das Zentralproblem für alle, die mit klarem Bewusstsein und letzter Verantwortung sich mit dem Überleben auseinandersetzen. Zur Erhaltung eines gesunden Gleichgewichtes, der Voraussetzung des Überlebens, gehört wohl die Erkenntnis der Grenzen des Wachstums. *Hermann Levin Goldschmidt*, heute bekannt durch seine Volkshochschul- und Radiovorträge, Professor an der Universität Zürich, spricht von einer Entscheidung zwischen Wachstum — und Wachstumsverzicht. Das quantitative Wachstum müsste sich in ein qualitatives wandeln. Der Fortschritt kann nur in einer Vertiefung liegen. Es gilt, sich innerhalb bestimmter Grenzen zu bewähren. Er betrachtet die Umweltkrise als *«sinnvolle Herausforderung»*.

*Überleben als Aufgabe*, so hiess der Vortrag, den Prof. Dr. *Walter Heitler*, Ordinarius für theoretische Physik an der Universität Zürich, letzten Herbst in Bern gehalten hat. *«Nicht das stetige Wachstum, sondern die Ausgeglichenheit ist als Ziel zu setzen. Dabei besteht die Verantwortung der Wissenschaft darin, die höheren Werte des Lebens wieder anzuerkennen. Sie darf nicht bloss ein mechanisches Menschenbild vorzeigen; ein Forscher, der den wissenschaftlichen Materialismus vertritt, macht sich schuldig an der Menschheit. Er muss sich der Grenzen der Wissenschaft bewusst werden. Es besteht auch die Aufgabe, die Lehrer und Erzieher vor solchen Beeinflussungen zu schützen. Der Unterricht darf nicht zu blossen Akkumulationen von Fakten ohne Verständnis werden. Wichtiger als die abstrakte Theorie ist es, das Bewusstsein für die Lebenszusammenhänge zu wecken und die Menschen, vorab die Kinder, als geistige Wesen fortzuentwickeln.»* Professor Heitler sieht für die Zukunft nur zwei Wege: Entweder lernen wir mit allen Konsequenzen umdenken, oder aber wir müssen die Verantwortung auf uns nehmen, dass unsere Enkelkinder nicht mehr leben können.

Man spricht von einer Wachstumseuphorie, die an ihre Grenzen gelangt ist. Im Über-mass, Über-fluss, im Überwuchern, Übersteigern, Übertreffen hat sich das lachend-ruhende *Ü* Hermann Hesses in sein Gegenteil verwandelt.

Im Zusammenhang mit der Ausstellung *Überleben*, veranstaltet vom World Life Fund (Oktober 1971 an der Berner Schulwarte), hielt Prof. Dr. *Gerhard Huber* aus Zürich einen Vortrag zum Thema *Kann die Menschheit überleben?*: *«Der Mensch ist daran, seine natürliche*

*Daseinsgrundlage fortschreitend zu zerstören. Das Umweltschutzproblem ist zur Frage des Überlebens geworden.» Der Referent forderte geradezu ein neues Ethos. «Dazu muss sich die Menschheit in ihrer ethischen Form wandeln und sich von der rücksichtslosen Selbstdurchsetzung, die bisher in der Geschichte bestimmend war, lösen. Die grösste Gefahr ist es, dass wir uns gleichzeitig mit der drohenden Selbstvernichtung in einer geistigen Krise befinden. Die ethischen Überlieferungen werden missachtet und durch Brutalität und Gewalttätigkeit überspielt. Der Mensch muss eine mitmenschliche Verantwortung erneuern und sich die Kraft auf Verzicht aneignen. Er muss zurückkehren in den bescheideneren Gestus des Seinlassens, Lebenlassens und Wachsenlassens.»*

Überleben als Aufgabe, als Aufgabe vor allem für den Erzieher. Vor Jahren schon hat *Elisabeth Rotten*, die hervorragende Pädagogin und Kämpferin für den Frieden, die Frage gestellt: *«Was haben wir, die Überlebenden des zweiten Weltkriegs, bisher getan, um unsere Rettung zu rechtfertigen? ... Seither weiss ich, dass wir, die Generation derer, die noch einmal davongekommen sind, unsere ganze Kraft darauf verwenden müssen, dass unsere Kinder nicht nur so zufällig überleben wie wir.»*

Nein, nicht zufällig wollen wir, will unsere Jugend überleben. Das Bewusstsein von den drohenden Gefahren darf aber nicht Zukunftsangst wecken, sondern das, was man als *Überwindungslust* bezeichnen kann, den tapferen Einsatz im Dienste der aufbauenden Kräfte des Lebens.

\*

Noch einen Weg wollen wir nennen, der allen Menschen offensteht. Er wurde besonders schön von *Rilke* beschrieben. Gegen Ende der neunten Elegie steht zum Beispiel der Vers: *«Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar in uns ersteht?»* Das heisst, die Naturdinge wollen in uns aufgenommen werden, innig, mit Liebe, bis sie in unserem Innenleben einen festen Platz haben, und dann mit in unseren Tod genommen werden, als Teil unserer inneren Welt. Alle, die Pflanzen und Tiere lieben und tief anschauen, vollziehen diesen Vorgang der Verinnerlichung. Vielleicht ist es ein kleiner Schritt zur Erlösung der Natur. Auch dazu sind wir in diese materielle Welt gekommen, dass wir die vorgegebenen Dinge dieser Welt lieben und nicht ausnützen oder zerstören.

Dem Buche *«Die Natur und das Göttliche»* von *Walter Heitler* entnommen. (Verlag Klett & Balmer, Zug.) Wir möchten diesen Band, 136 Seiten, Fr. 13.80, sehr empfehlen.